

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 183

Artikel: "Hier bleibt man immer Ausländer"
Autor: Landolt, Noëmi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

“HIER BLEIBT MAN IMMER AUS-LÄNDER”

Lachen ist das Quartier mit dem höchsten Ausländeranteil der Stadt. Dennoch hört man kaum etwas von den Migranten selbst. Zu Besuch bei der stillen Minderheit.

von NOËMI LANDOLT

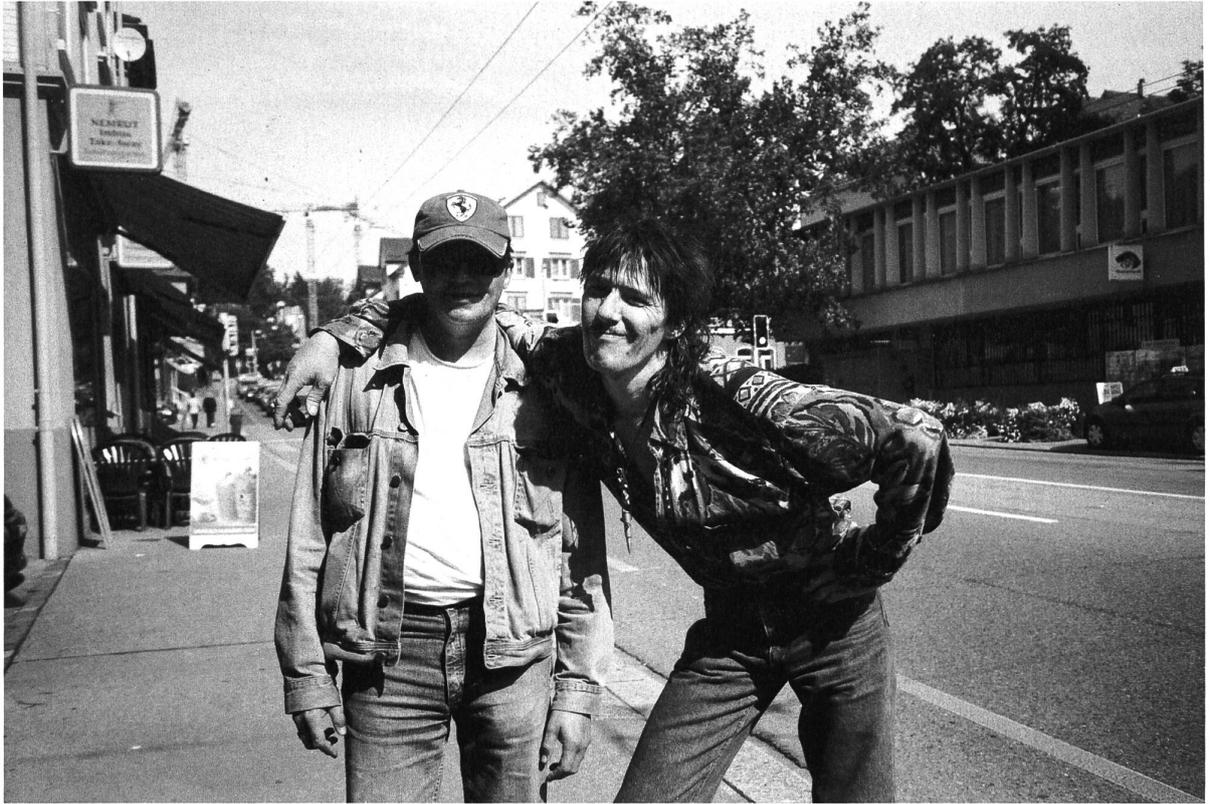
Es ist einer der ersten regnerischen Herbsttage, als ich mich in die Lachen aufmache. Ich kenne das Quartier bisher nur vom Durchfahren. Diesem ersten Besuch in den zwanzig Jahren, die ich mehr oder weniger in St.Gallen verbracht habe, sind eine Reihe von Gesprächen mit Bewohnerinnen und Bewohnern der Lachen vorausgegangen. Es wurde viel erzählt vom Leben in der Lachen, das so vielfältig sei, nicht zuletzt auch wegen der verschiedenen Nationalitäten, die dort leben. Doch bei genauerem Nachfragen stellte sich heraus, dass kaum Kontakt besteht zwischen Schweizern und Migranten. Man grüsst sich im Treppenhaus, trifft sich in der Migros oder im Bus und das wärs dann auch. «Wir leben nicht miteinander, sondern nebeneinander. Aber wir haben es gut. Warum soll ich mich dann mit meinem serbischen Nachbar aufs Sofa kuscheln müssen?», sagte einer. Gleichzeitig ist man enttäuscht, wenn an Projekten wie der Zukunftswerkstatt kaum Migranten teilnehmen, keine Ausländer dem Vorstand des Quartiervereins beitreten.

Ich laufe über die Kreuzbleichewiese, wo der FC Fortuna trainiert. René Bühler, langjähriger Präsident des Clubs und heutiger Ehrenpräsident, hat mir erzählt, wie sich der Club verändert hat: «Vor zwanzig Jahren hatten wir, abgesehen von

einigen Italienern oder Portugiesen, nur Schweizer in unseren Junioren-Mannschaften. Heute sind circa 75 Prozent Migranten.» Daher hat der Club vor sieben Jahren seine Junioren-Mannschaften A bis C mit jenen des FC Rotmonten zusammengelegt, dessen Ausländeranteil bekanntlich gering ist. «Es sind oft die Strukturen oder auch die Eltern, die einer solchen Durchmischung im Weg oder zumindest kritisch gegenüber stehen. Ein dreizehnjähriger Rotmöntler hat generell kein Problem mit einem dreizehnjährigen Türken. Schliesslich haben alle das gleiche Ziel: Fussball spielen.» Doch natürlich gebe es hin und wieder Konflikte. Für viele Migrantenkinder hat Fussball einen höheren Stellenwert. Fussball verspricht die Chance, aufzusteigen, Anerkennung zu finden.

Hinter der Jugo-Migros

An der Vonwilstrasse biege ich rechts ab und komme an die Zürcher Strasse, Hauptschlagader und Schneise, die das Quartier in zwei Hälften teilt. «Als ich ins Lachenquartier zog, merkte ich sofort, dass, wenn man westwärts blickt, rechts der Zürcher Strasse die Ausländer wohnen, links die Schweizer. Man sieht es den Häusern an», sagte Vica Mitrovic, der bis vor wenigen Jahren in der Lachen lebte. Sein Sohn lebt immer



noch hier. Der Dometscher, selbst in den achtziger Jahren von Serbien in die Schweiz migriert, ist Teil der Integrationskommission der Stadt St.Gallen. Ich gehe vorbei an der Migros Lachen. «Das ist die Jugo-Migros. Schreiben Sie das so!», hat Vica Mitrovic gesagt, der noch heute vom Linsebühl, wo er jetzt wohnt, in die Lachen-Migros kommt, um hier seinen Kaffee zu kaufen. «Die Jugo-Migros ist die einzige Migros, deren Kaffee-Mühle die Bohnen fein genug mahlt für den türkischen Kaffee, den ich immer trinke.» Auch an diesem Regentag ist viel los vor dem Supermarkt. Ein Kommen und Gehen, Jugendliche schwatzen unter dem Dach, zwei Junkies sitzen auf dem Bänkli. Hinter der Migros biege ich rechts ab, auf die «Ausländerseite».

In der Meisenstrasse ist die Moschee des Türkischen Kulturvereins. Sie ist geschlossen, soll aber innen wunderschön sein. Die Jugendarbeiterin Olga Moissiadu hat mir erzählt, dass sie einmal zufällig an der Moschee vorbeiging, es waren Tische draussen, ein kleines Fest zum Fastenbrechen nach dem Ramadan, und sie wurde zum Essen eingeladen. Oezdemir Celik, Sekretär des Kulturvereins, sagt: «Als wir unsere Moschee eröffneten, sind viele der eingeladenen Schweizer aus der ganzen Stadt gekommen. Ausser denjenigen, die im Vorfeld Einsprache eingereicht haben gegen die Moschee, obwohl auch sie eingeladen waren. Es fehlt oft an gegenseitiger Akzeptanz. Offene Menschen sind leider eine Minderheit.» Dabei sollte die Moschee ein Treffpunkt für alle sein. Wie dem Quartierverein fehlen auch dem Türkischen Kulturverein die Freiwilligen. «Viele Migranten arbeiten sehr hart und haben schlicht keine Zeit, sich abseits der Arbeit zu engagieren. Und bei den Schweizer Vereinen ist bestimmt die Sprache ein grosse Hürde», sagt Oezdemir Celik.

Fehlender Treffpunkt

Parallel zur Meisenstrasse verläuft die Waldaustrasse. Wenn die Sonne scheint, dann spielen die Kinder draussen, die Erwachsenen sitzen vor ihren Häusern. So dass man sich fast wie in den Ferien fühlt. «Die Ausländerstrasse» nennt sie Saban Bajrami. Hier wohnen fast keine Schweizer. Saban Bajrami wohnt schon seit 34 Jahren hier, immer in der selben Wohnung, seit er aus dem ehemaligen Jugoslawien in die Schweiz kam. Zwei seiner fünf Kinder sind in die oberen Stockwerke des selben Hauses gezogen, die Jüngste, Elisa, wohnt noch bei ihren Eltern. Der Vater schickt sie, türkischen Kaffee zu machen und Zigaretten zu holen, dann setzt sie sich still zu mir aufs Sofa. Saban Bajrami erzählt: «Früher, als der Albanische Kulturverein noch ein Klublokal hatte, sind oft Schweizer bei uns vorbeigekommen. Damals spielten wir auch regelmässig Fussball mit den Spaniern oder Portugiesen. Doch seit wir keinen Raum mehr haben, fehlt der Kontakt – auch der unter uns Albanern.» Ihr Lokal wurde zweimal abgerissen. Zuerst im Bleicheli wegen der Raiffeisenbank, dann an der Hinteren Schützengasse wegen dem Manor. «Seither sind wir auf der Suche nach einem neuen Raum. Am besten hier in der Lachen. Denn andere Treffpunkte gibt es nicht. Manchmal ge-

hen wir zusammen in das eine oder andere Restaurant, doch ein Stammrestaurant haben wir nicht.» Seit Saban Bajramis Frau Lalifere vor drei Jahren ihre Stelle verloren hat, hat auch sie keine Schweizer Freundinnen mehr. «Aber wenn man sich im Waldau-Pärkli trifft, sitzen wir gemeinsam auf ein Bänkli. Kürzlich hat mich eine 93-jährige Schweizerin zum Kaffee eingeladen», erzählt Saban Bajrami.

Silvije, die ältere Tochter, setzt sich jetzt zu uns. Sie wohnt mit ihrem Mann zwei Stockwerke über ihren Eltern und in wenigen Tagen wird ihr erstes Kind zur Welt kommen. Sie ist, wie alle fünf Kinder der Bajramis, hier aufgewachsen. «Elisa, wie viele Schweizer Kinder gibt es in deiner Klasse», fragt sie ihre kleine Schwester. Elisa: «Vier oder fünf.» «Sehen Sie, als ich damals zur Schule ging, waren wir etwa fünf Ausländer-Kinder unter lauter Schweizern.» Doch auch Silvije hat kaum mehr Kontakt zu Schweizern. «Es ist ein gutes Zusammenleben, wir sagen hoi, mehr nicht. Es sind halt alle, die mit mir zur Schule gingen, weggezogen. Albert, der Bratwurst-Verkäufer von der Metzgerei Schmid, ist der einzige, bei dem ich stehen bleibe, um etwas zu plaudern.» Die ganze Familie lacht und nickt und sagt, dass Albert eben ein sehr offener Mensch sei. «Und eigentlich sind wir ja alle auch Schweizer, wir sind beides, doch hier bleibt man immer Ausländer. Sobald ich meinen Namen sage, bin ich eine Ausländerin», sagt Silvije.

Umkämpfte Bänkli

Ansonsten habe sich aber nicht viel verändert, sagt Saban Bajrami. «Die Strassen sind gleich, das Trottoir ist gleich. Es liegt heute mehr Abfall rum. Das stört mich zwar, aber es ist auch nicht so schlimm.» Besonders schön sei das sanierte Waldau-Pärkli, da fehle nur noch ein WC. «Doch wenn ich ehrlich bin, dann möchte ich hier wegziehen», sagt Silvije. «Wegen der vielen Junkies.» Es gibt



viele Sozialwohnungen in der Lachen. Manchmal liegen auch Spritzen auf der Strasse. «In der Zeitung stand ja einmal, dass Lachen ein Ghetto sei, doch Kriminalität gibt es im Quartier nicht. Und es hat hier einfach alles, was man braucht: Migros, Denner, Apotheke, Lerchenfeld. Man kann zu Fuss baden oder schlittschühlen gehen.» Silvije verabschiedet sich, Eliza geht nach draussen zum Spielen und auch ich mache mich auf den Weg, weiter zum Waldaupärkli, mit dem frisch sanierten Spielplatz, Hängebrücken, Gigampfis, Schaukeln. Ein Treffpunkt für Familien und Kinder, doch heute regnet es, nur ein gutes Dutzend Cevi-Kinder drängt sich unter einen grossen Baum und bastelt irgendetwas.

Diagonal gegenüber vom Waldaupärkli liegt die Schönauwiese. Dahinter wohnten ausschliesslich Schweizer, hat Saban Bajrami gesagt. Auf einem Bänkli sitzen zwei Jungs, die ich später im Jugendtreff Lollypop wieder treffen werde. Die Sitzgelegenheiten um die Schönauwiese sind umkämpft. Von den einen Bänkli werden die Jungen von Anwohnern weggeschickt, die sich über den Lärm und den Abfall beklagen. Doch auf dem anderen sitzen jeweils die Erwachsenen und da wollen die Jungen nicht hin. Wohin bloss mit der Jugend?

Lachen ist besser

Im Jugendtreff Lollypop an der Rechenstrasse erzählt mir die Jugendarbeiterin Olga Moissiadu, dass es stets Schweizer Erwachsene sind, die sich beklagen, über die lauten Jugendlichen. «Ich kann mich nicht erinnern, dass sich bei solchen Streitigkeiten jemals Migranten gemeldet hätten. Doch das ist nur meine Beobachtung.» Wenn man sich dem Jugendtreff nähert, hört man laute Stimmen, und bevor man sie sieht, ist klar, das sind keine zwölfjährigen Bubis die hier ein bisschen Eile-mit-Weile spielen oder WC-Rollen bunt anmalen. Eine Handvoll Jugendlicher steht draussen vor der Baracke, sie sehen alle älter aus, als sie tatsächlich sind, man sieht, dass sie Wert auf ihr Äusseres, ihre Frisur legen, am Hinterkopf und an den Seiten kurz, oben etwas länger, Mädchen sind keine dabei. Sie sehen so aus, wie die Jungen halt aussehen, vor denen sich die Omas fürchten. Und sie sprechen so, wie es so oft parodiert wird, wenn man über Jugos spricht. Als sie mich sehen, wird es schlagartig ruhig. Olga Moissiadu begrüsst mich und stellt mich vor. Vier Jungs kommen mit mir in die Küche des Jugendtreffs. Sie schreiben mir ihre Namen auf. Es sind alles albanische Namen. Als Olga einen Blick auf das Blatt wirft, lacht sie und sagt nur: Soso ... «Das sind unsere Nicknames», verteidigen sie sich. Sie sind alle hier aufgewachsen. Gefällt es euch, hier zu leben?

- Ja klar, es ist immer was los hier.

Was denn zum Beispiel?

- Es läuft einfach immer etwas.

Was gefällt euch nicht?

- Dass es so viele Bullen hat.

Warum hat es viele Bullen im Quartier?

- Gute Frage. Wegen diesen zwei hier (deutet auf zwei seiner Freunde). Nein, wegen der Kriminalität natürlich.

Was für Kriminalität?

(Einer formt mit der Hand eine Pistole).

- Einbrüche, Drogendeals.

- Nein, viel mehr als Schlägereien gibt es hier nicht.

Ist Lachen ein Ghetto?

- Ja klar, Lachen ist voll das Ghetto. Das haben wir uns so aufgebaut.

- Was haben wir uns aufgebaut? Meinst du etwa das Bushüsi, wo wir immer sitzen? Geh mal nach Amerika, da siehst du, was ein Ghetto ist.

- Aber wenn wir zum Beispiel nach Rorschach gehen und sagen, wir kommen aus der Lachen, dann haben alle Respekt. Wenn wir sagen, wir kommen aus Winkeln, kriegen wir gleich eins in die Fresse.

Habt ihr viel Kontakt mit Schweizern?

- Ja klar. In der Schule.

Und sonst?

- Die Schweizer, die so sind wie wir, sind unsere Kollegen.

Wie ist man, wenn man so ist wie ihr?

- Wir haben den gleichen Style, hören die selbe Musik, machen Kampfsport. Und wir rauchen, aber kiffen nicht. Bei den Skatern kiffen die meisten. Die mögen wir nicht, wir sind Hip-Hopper.

Ich habe am Marktplatz einen Typen gesehen auf dessen Pullover der Schriftzug «LA-13» stand. Was hat es damit auf sich?

- (Alle lachen) Ja, den kennen wir, der läuft immer so rum. LA-13, das ist einfach das Gebiet Lachen.

Ist das eine Gang?

- Nein, das meinen viele, das ist einfach das Quartier, da gehören alle dazu, die hier wohnen, die man kennt, vor denen man Respekt hat.

Auch eine achtzigjährige Oma?

- Nein, natürlich nicht, die ist zu alt.

Ich habe an einem Haus an der Zürcherstrasse ein Tag gesehen, da stand NB-16.

- (Allgemeines Geheul) Das sind die vom Neudorf. Sind das eure Feinde?

- Nein, wir sagen einfach, Lachen ist besser, die anderen sagen, Neudorf sei besser. Wir verstehen uns meistens gut. Natürlich gibt es manchmal Puff, aber viele sind auch Kollegen.

Dann stehen sie auf, gehen zum Töggelen oder zum Pong-Spielen. Mittlerweile sind auch zwei Mädchen gekommen. Sie tragen weisse Stiefel. Ich möchte gerne mit ihnen sprechen und sie sagen ja, würden aber vorher noch rasch Zigaretten holen. Sie kommen nicht wieder.

Auf der Schweizer Seite

Später erzählt mir Olga Moissiadu von ihrer Arbeit. Seit acht Jahren arbeitet sie in der Lachen. Olga erzählt von den Kriterien, die ein sogenannt benachteiligtes Quartier ausmachen. Sie spricht von den «fünf A»: Armut, Arbeitslosigkeit, Ausländeranteil, Anderssprachigkeit, Alleinerziehende. «Lachen erfüllt alle diese fünf Kriterien, ist also nach Definition ein benachteiligtes Quartier. Manche der Jugendlichen zelebrieren den Ghetto-Mythos, er gibt ihnen eine gewisse Identität. Doch für andere ist das Kinderkram. Die Leute, die ich kenne, fühlen sich sehr wohl hier. Vor allem die Jugendlichen.»

Mittlerweile hat es aufgehört, zu regnen. Ich verabschiede mich, gehe durch die Unterführung unter der Zürcher Strasse, über den Schönau-Sportplatz, auf den Burgweierweg, vorbei am Tröckneturm, den Klötzen an der Dürrenmattstrasse und schönen Vorgärtchen. Ich bin auf Lachens «Schweizerseite».

Viele Schweizer sind enttäuscht, dass sich Migranten zu wenig fürs Quartier interessieren. Sie nahmen nicht an der Zukunftswerkstatt teil, der Quartierverein bemüht sich seit Jahren vergeblich, Migranten für den Vorstand zu verpflichten. Ich denke an mein Gespräch mit Vica Mitrovic. «Viele Ausländer identifizieren sich nicht mit dem Quartier. Sie suchen eine günstige Wohnung, wenn sie die wo anders finden, ziehen sie dorthin», sagte er. «Sie haben keinen historischen Bezug zu Lachen. Ihre Wurzeln liegen anderswo, und sie kamen hierher mit der Absicht, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Doch mittlerweile wohnen schon ihre Enkelkinder hier und die meisten werden auch bleiben». Er erzählte von einem Fest vor einigen Jahren, das das Elternforum im Schulhaus Schönenwegen organisiert hatte. Damals seien alle gekommen. Eltern, Kinder, Migranten und Schweizer. Doch danach sei nie mehr etwas in diese Richtung passiert. Um Migranten abzuholen, in die Quartierstruktur einzubinden, solle man sich auf die zweite Generation konzentrieren. Und ich denke, dass er vielleicht Recht haben könnte, vielleicht entsteht die historische Verbundenheit, die der ersten Migrantengeneration fehlt, bei der zweiten Generation, die hier aufgewachsen ist, hier ihre Wurzeln hat. Mittlerweile bin ich wieder auf der Kreuzbleiche angelangt. Beim Skaterpark hat jemand LA-13 hingesprayed.

NOËMI LANDOLT, 1982,

ist Redaktorin bei «Saiten» und ist im schlecht durchmischten Rotmonten aufgewachsen.